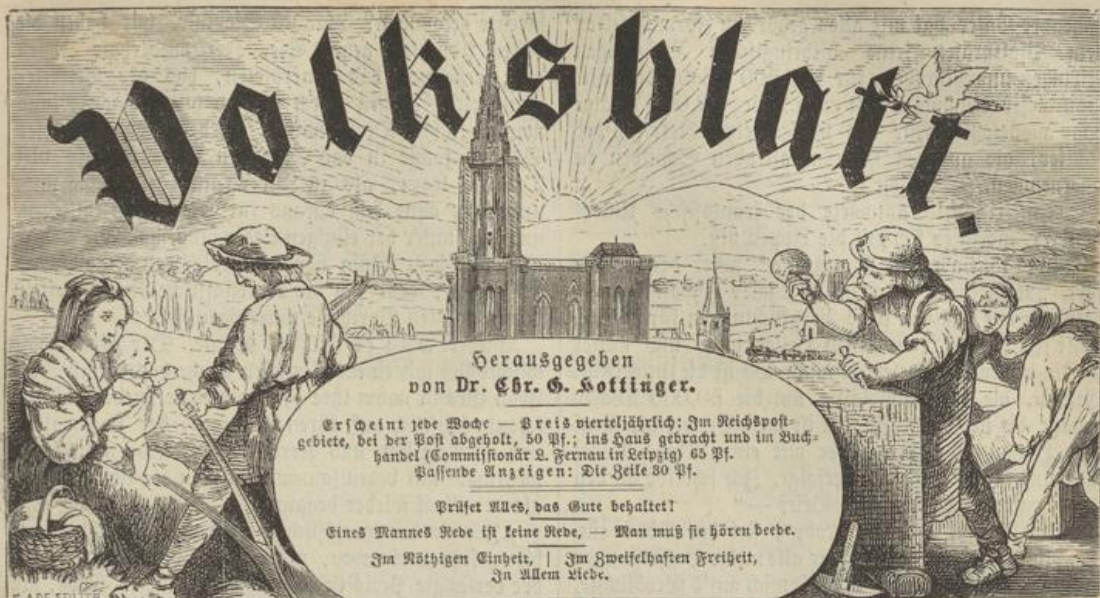


Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Volksblatt. 1878-1882 1878

26 (30.6.1878)



Herausgegeben
von Dr. Chr. G. Kottlinger.

Erscheint jede Woche — Preis vierteljährlich: Im Reichspost-
gebiete, bei der Post abgeholt, 50 Pf.; ins Haus gebracht und im Buch-
handel (Commissionär L. Fernau in Leipzig) 65 Pf.
Passende Anzeigen: Die Zeile 30 Pf.

Prüfet Alles, das Gute behaltet!

Einers Mannes Rede ist keine Rede. — Man muß sie hören zweide.

Im Nötigen Einheit, | Im Zweifelhafsten Freiheit,
In Allem Liebe.

Nr. 26.

Strassburg im Elsaß,

30. Juni 1878.

Schloß Oberbronn.

Eine elsässische Geschichte.

Wie lieblich ist die Einfahrt in unser Elsaß für den Reisenden, der, von Nordwesten kommend, die Linie Saargemünd-Bitsch-Hagenau benützt! Stundenlang windet sich der Zug durch enge wilde Schluchten oder zieht über unabsehbare Wälder dahin; Buchen wechseln mit Föhren, Föhren mit Buchen; wunderbar gezackte Felsen ragen aus den Bäumen hervor. Selten unterbricht eine menschliche Wohnung die Einside. Da plötzlich, mit einem Schlag, schieben sich die Berge auseinander, öffnet sich der Horizont, und das Elsaß liegt vor uns, mit seinen Rebhügeln und wohlbebauten Feldern. Niederbronn — so heißt auf dieser Seite die erste elsässische Ortschaft — ist ein kleines Bad, an dessen schmutzig-gelber Quelle allerlei Leidende Genesung suchen. Hier verlassen wir den Zug, aber nicht, um das Städtchen zu betreten, wir schlagen vielmehr einen Pfad ein, der sich südlich von der Bahn in's saftige Wiesenthal hinaufzieht. Bald gelangen wir nach Oberbronn, dessen alterthümliche Häuser gar malerisch auf halber Höhe des Berges, zwischen Matten und Nebgeländern gelagert sind, dessen schlanker Kirchturm aus Kastanienbäumen heraus weit in's Land hinein schaut. Gleich am Eingang des freundlichen Fleckens bemerken wir hinter ganz außerordentlich hohen Mauern, inmitten eines düsteren Hofes, ein massives, schmuckloses, aber stattliches Gebäude, das Schloß von Oberbronn. Jetzt dient es als Kloster, gestiftet von der berühmten „Seherin von Niederbronn“, die ihre erheuchelte göttliche Sendung damit bewies, daß sie in einem Schwindler den Sohn Ludwigs des

sechzehnten erkannte. Vor zweihundert Jahren war es die Wohnung des Grafen Eberhard Ludwig von Leiningen-Westerburg, dem damaligen Besitzer dieser Gegend. Und damit hätten wir den Leser, wenn er uns nicht längst untreu geworden ist, an den Ort und in die Zeit unserer Geschichte gebracht.

An einem unfreundlichen Februartage des Jahres 1669 waren drei Personen in dem Wohngemach des Schlosses vereint. Die erste war der bereits genannte Schloßherr, ein nicht mehr junger Mann, mittlerer Größe und dunkler Gesichtsfarbe, dessen militärischer Schnurrbart seltsam von dem schwarzen faltigen Gewande abstach. Er war augenscheinlich in tiefes Nachdenken versunken. Hinter ihm stand seine Gemahlin und berührte zuweilen mit dem Finger seine Schulter, wohl mit der Absicht, den Gedanken ihres Herrn eine gewisse Richtung zu geben. Vor ihm endlich saß ein französischer Abbé, wie aus dem Buch geschnitten, ein Muster von Eleganz, von den silbernen Schuhspinneln bis zu dem zierlich gekräuselten Haarschmuck, bis zu der wohlgepflegten weißen Hand, die er auf dem Tisch, an dem er saß, aufgelegt hatte. Es war dies der convertirte¹ Priester Kircher, Privatsecretär und diplomatischer Agent des Marquis de Ruzé, damaligen Unterlandvogts des Elsaßes. Auch er schwieg; sein Auge ruhte scharf beobachtend auf dem Grafen; zuweilen verrieth ein Zucken der Finger eine rasch bezwungene Ungebild.

„Aber ich bin doch in meinem Recht!“ so unterbrach endlich der Schloßherr die Stille. „Mein nun in Gott

¹ Zur katholischen Kirche übergetretene.

ruhender Vater hat mit allen gehörigen Förmlichkeiten dem Pfalzgrafen seine lothringischen Besitzungen Nixingen und Mörsberg für 120,500 Thaler verkauft. Von dieser Summe erhielt mein Vater 12,000 Thaler baar ausbezahlt. Für das übrige verpflichtete sich der Käufer, die auf den Gütern lastenden Schulden zu übernehmen. Ist's nicht so?"

"Ganz richtig!" antwortete der französische Unterhändler, indem er sich auf die Lippen biß.

"Was thut aber der Pfalzgraf?" fährt der andere fort. "Nachdem er für 20,000 Thaler Hypotheken abgetragen hat, hält er seine Verpflichtungen für erfüllt, zahlt seit zehn Jahren keinen Heller mehr und weist die klagenden Schuldner an mich. Da ist die Universität Gießen, die mich unablässig um die 50,000 Thaler drängt, die sie zu gut hat; da ist mein Vetter, der Graf von Hanau-Richtenberg, der mit einer Klage droht; Tag und Nacht werde ich verfolgt. Ich schreibe an den Pfalzgrafen einen höflichen Brief —"

"Und darauf mehrere grobe", fiel der Abbé ein.

"Nicht nur hat derselbe für alle meine Vorstellungen taube Ohren, nein, er beschimpft mich auf's Gröblichste, nennt mich, den Präsidenten einer hohen kaiserlichen Reichskammer, ignoranten Subjekt¹ und droht nun sogar, gegen mich Gewalt zu brauchen. Ist das nicht himmelschreiend?"

"Vollkommen einverstanden! Das Vorhaben des Pfalzgrafen ist wie sein ganzes Benehmen gegen alle göttlichen und menschlichen Rechte. Was thut aber das? Er ist nun einmal höchst erbittert über Ihre Briefe und Ansprüche und, wie ich bereits zweimal die Ehre hatte Ihnen mitzutheilen, die französische Regierung hat sichere Beweise dafür in Händen, daß er einen Schlag gegen Ihre Person und dieses Schloß im Schilde führt."

"Das ist aber himmelschreiendes Unrecht", brauste der Graf auf. "Anstatt seine Schulden zu bezahlen, mit Mord und Plünderung drohen! Hat man je so etwas gehört? Sind wir in einem christlichen Staate oder unter Barbaren? Herrscht das Faustrecht oder das römische Recht? Hier in meinem Schloß will mich der Pfalzgraf überfallen? 200 Ducaten hat er auf meinen Kopf gesetzt? Da muß der Kaiser einschreiten, sonst hört Alles auf!"

"Ich wiederhole Ihnen", entgegnete der Agent, daß Sie von Seiner kaiserlichen Majestät durchaus keine Hilfe zu erwarten haben. Der Kaiser wird sich wohl hüten, dem Pfalzgrafen, dessen Bruder König von Schweden ist, etwas in den Weg zu legen. Und wenn er auch wollte, ein Handstreich, wie der beabsichtigte, ist bald ausgeführt!"

"Ich kann's nicht glauben, ich kann's nicht glauben!"

"Ob Sie es glauben oder nicht, wir wissen in Hagenau auf's Zuverlässigste, daß der Pfalzgraf mit einigen alten Bandenführern aus der Zeit des großen Kriegs Verträge abgeschlossen hat und am Rhein Truppen werben läßt. Wozu wäre ich auch sonst

¹ Einen unwissenden Menschen.

hierher gekommen? Glauben Sie mir, wir haben die besten Absichten gegen Sie. Ich wiederhole Ihnen ganz ergebenst das Anerbieten, das der Vertreter Frankreichs Ihnen durch meinen unwürdigen Mund machen läßt. Der Landvogt wird sogleich in dieses Schloß, sowie in das Städtchen Oberbronn so viel Truppen legen, als zu Ihrer Sicherheit nöthig sind, und zwar ohne daß daraus für Sie Kosten entstehen, und dies unter der einzigen Bedingung, daß Sie Seiner Majestät dem König von Frankreich den Huldigungseid leisten, dem sich die oberelsässische Ritterschaft zu ihrem größten Vortheile unterzogen hat!"

Wieder ward es still im Saale. Der Abgesandte wusch sich mit einem zierlichen Tuche das Gesicht, die Frau Gräfin nahm ihre Zeichensprache wieder auf und schaute ängstlich auf ihren Eheherrn, der nachdenklich und unruhig hin- und herrückte. Der Abbé hatte schon mehrmals mit bedeutungsvollem Räuspfern die Uhr gezogen, als der Graf wieder begann:

"Ich bin der französischen Regierung für ihr Anerbieten sehr verbunden, wirklich sehr verbunden! Aber der verlangte Preis ist zu groß, ich kann — Ebba, laß das klopfen! — ich kann mit bestem Willen mich nicht dazu entschließen!"

"Ist es denn so etwas Erschreckliches, ein Glied der glorreichen französischen Nation, ein Unterthane Ludwigs des Großen zu werden?"

"Alle Achtung vor Frankreich! Aber ich stehe, wie alle meine Vorfahren, in Diensten des Deutschen Reichs und will nicht der erste meines Geschlechtes sein, der seinem Eide untreu wird."

"Der Kaiser hat aber im westfälischen Frieden seine Rechte auf Elsaß an den König abgetreten!"

"Der Kaiser, nicht jedoch das Reich! Ihr vergeßt, daß ich Reichsstand bin! Doch genug jetzt, Ihr habt meinen Bescheid vernommen, redet mir nicht fern zu!" Der Graf fing an, ungeduldig zu werden.

"Nur noch ein Wort", entgegnete der Agent. "Ich habe meinen Auftrag noch nicht ganz ausgerichtet. Mein gnädiger Herr hat in Betracht gezogen, daß Sie durch Ihren Uebertritt zu Frankreich Ihre Stellung an der Reichskammer einbüßen würden. Zur Entschädigung, und weil es um des guten Beispiels sehr erwünscht wäre, wenn Sie dem Antrag der Regierung Folge leisten wollten, ist er bereit, Ihnen eine Summe zu bezahlen, deren Höhe zu bestimmen Ihnen gänzlich überlassen bleibt."

Der Graf erhob sich. "Das heißt, Ihr wollt mich kaufen! Ihr wollt mich bestechen! Haltet Ihr mich für Eueresgleichen? Sagt mir, wie viel man Euch bezahlt hat, um Eure Religion zu wechseln, damit ich mich darnach richten kann, Abtrünniger!"

Abbé Kircher wurde so bleich, als der Graf roth war. "Ich hätte nicht gedacht," sprach er, indem er sich ebenfalls erhob, "daß der Herr Graf meinen Schritt in dieser Weise beurtheilen würde. Ich fürchte, Sie werden bald Ursache haben, es zu bereuen, daß Sie

Frankreich's Hand zurückgewiesen haben," setzte er scharf betonend hinzu.

"Das bezweifle ich," sagte der Graf, dem es bei dem gefaßten Entschlusse wohl wurde. "Denn sollte auch mein Widersacher den Plan haben, den Ihr ihm zuschreibt, sollte dann mir auch Hilfe vom Reich versagt werden, ich habe noch ein Mittel —"

"Und das wäre?"

"Daß ich mich und mein Schloß selber vertheidige!"

Die Gräfin hatte bekümmert diesem Verlauf des Gesprächs zugehört. Doch jetzt vernahm sie das Geräusch vieler und schwerer Schritte auf der Treppe.

Balzer, der ergraute Diener des Hauses, steckte fragend den Kopf in's Zimmer. Sie warf ihm einen strafenden Blick zu. Er that, als bemerkte er es nicht. Auf das „Wer ist da?“ des Grafen öffnete er vollends die Thüre und gab sechs Männern den Einlaß, großen kräftigen Gestalten mit schwarzem Gesichte und gewaltigen Armen, jeder mit einer Büchse auf der Schulter. Der eine war leicht als der Vater, die andern als die Söhne zu erkennen, obwohl sie weder an Größe, noch an Kraft verschieden waren. An der Thüre blieben sie stehen. Der Graf hatte sie kaum erblickt, als ein heller Strahl der Freude sein Gesicht entvölkerte.

(Fortsetzung folgt.)

Der japanische Eichenspinner.

(Attacus Yama-mai.)

Eine neue Erwerbsquelle.

I.

Es wird den Lesern dieses Blattes nicht unbekannt sein, daß die Raupe des Maulbeer-Seidenspinners, welche man seit dem Mittelalter in Europa zum Zweck der Seidengewinnung züchtet, seit einigen Jahrzehnten vielen Krankheiten unterworfen ist, so daß das Aufziehen derselben häufig ganz mißrät. Seit den sechziger Jahren unseres Jahrhunderts hat man deshalb sein Augenmerk auf andere Arten seidenspinnender Raupen gerichtet und dieselben bei uns einzubürgern sich bestrebt. Die farbenprächtige Schmetterlings-Familie Attacus kam hierbei zumeist in Betracht, und unter den verschiedenen Arten dieser Spinner-Sippe erregte die meiste Aufmerksamkeit der „Japanische Eichenspinner“ (Attacus Yama-mai).

$\frac{1}{4}$ nat. GröÙe.



Eichenspinner.

Raupe, Gespinnst und Schmetterling.

Die Raupe dieses Spinners ist schon seit unvor-dentlichen Zeiten in Japan zur Seidengewinnung benutzt worden. Diese Thatfache machte in Europa die Versuche über Abhasplungsfähigkeit der Raupen-Gespinnste (Cocons) unnötig. Nicht minder forderten aus Japan hieher gelangte Berichte, welche die Aufzucht der Raupen auf Eichen im Freien und somit ihre Widerstandsfähigkeit gegen die Einflüsse der wechselnden Witterung erhärteten, zur Einführung gerade dieses Seidenspinners auf. Die ersten Eier — bekanntlich verläuft das Leben

der Schmetterlinge in den vier verschiedenen Abschnitten: Eier, Raupen, Puppen und Falter — kamen gegen Ende der sechziger Jahre nach Europa und wurden mit Eifer zur Zucht verwandt.

Das Bestreben, gerade diesen Seidenspinner bei uns einzubürgern, ist, nachdem man die Eigentümlichkeiten dieses Insectes durch jahrelange Beobachtungen kennen gelernt hat, nicht ohne Erfolg geblieben. Zumal in Gegenden, welche — wie das Inselreich Japan — sich im Sommer einer feucht-warmen Witterung erfreuen, gelang die Zucht der Raupen überraschend leicht, während Gegenden mit heißem, trockenem Wetter (Spanien und Südfrankreich) oder Länder mit feuchtkalter Luft (z. B. England) viel über Mißerfolge klagten. Die regenreichen Länder Süddeutschlands, unser Elsaß vor Allem, zeigten sich dagegen für das Gedeihen dieser kostbaren Raupe vortrefflich geeignet. Es kann deshalb nicht dringend genug zur Aufzucht derselben in unserem Vaterlande aufgefördert werden.

Die Gespinnste und Eier dieses Falters haben zudem jetzt noch einen verhältnißmäßig hohen Preis (100 Eier = 2—3 Mark, 1 Gespinnst (Cocon) = $\frac{1}{2}$ Mark), so daß sich für mittellose Familien, die in Gegenden, wo Eichen wachsen, zu Hause sind, eine gute Erwerbsquelle dadurch eröffnen würde.

Die schwärzlich marmorirten Eier sind flach, rundlich, von kleiner Hanfkörner-Größe und, wenn sie gut und voll Leben sind, nicht eingesenken. Ein weiblicher Schmetterling legt ungefähr 120—180 Stück, und 130 wiegen ein Gramm. Nachdem man dieselben im Freien — etwa an der Nordseite des Hauses in einer Schachtel — überwintert hat, schlüpfen mit dem Erscheinen des ersten Eichenlaubes gelbe, schwarzgestreifte, mit Haarbüscheln versehene Räu-pchen aus, welche vier Häutungen, denen ein meistens drei Tage langer Häutungs-schlaf vorhergeht, durchzumachen haben, bis sie die Größe von etwa 15 Centimeter bei Fingerdicke erreichen. Ihre Farbe ist prachtvoll smaragdgrün, mit wenigen Haarbüscheln, blauen Punkten und einigen glänzenden silbernen Schildern nahe dem bräunlichen Kopfe. Die Zeit ihres Wachsthumes beträgt 9—11 Wochen.

Nach erlangter Reife und vorhergegangener Reinigung, welche in Entleerung einer bräunlichen Flüssigkeit besteht, spinnen dieselben innerhalb drei Tagen einen gelblich-grünlichen, ovalen Cocon von fünf Centimeter Länge, der aus einem fast 1200 Meter langen, rein weißen Faden sehr fester und jede Farbe annehmender, glänzender Seide besteht, und verpuppen sich in ihrem Gespinnste. Aus diesem Gespinnste kriechen die Falter schon nach 30—40 Tagen aus, genießen eine kurze Lebens- und Liebeszeit, und, nachdem die Weibchen die Eier abgesetzt haben, sterben sie ab. Die Schmetterlinge sind etwa 15 Centimeter große, bald bräunlich-graue, bald hochgelbe, bald selbst dunkelbraune Falter mit

weißer und schwarzer Zeichnung an den Rändern, und an jedem Flügel mit einem perlmutterartigen, durchsichtigen Auge, welches mit einer weißen, schwarzen und einer rosenrothen Linie umgeben ist. Die Eier überwintern, und im nächsten Frühling beginnt dann der eben beschriebene Kreislauf auf's Neue.

Zu einem folgenden Artikel werde ich eine genaue Anleitung zur Zucht dieses Eichen-Seidenspinners nach meinen eigenen vierjährigen Erfahrungen geben. Außerdem können der Sache Geneigte und sich für dieselbe Interessirende jetzt eine Colonie solcher Eichenraupen bei mir besichtigen.

Straßburg i. E.

Dr. Steinhausen,
Oberstabsarzt.

Fürchterliche Kinder.

Mit dem Sammelnamen „enfants terribles“ — d. h. genau verdeutsch: „fürchterliche Kinder“ — bezeichnen die Franzosen eine besondere Gattung kleiner Menschen, über deren oft drolligen Fürwitz Nichtbetheiligte wohl scherzen und lachen können, der aber für die Betheiligten nicht selten unangenehme, ja wohl gar peinvolle Lagen heraufzubeschwören vermag.

Alles, was mit derartigem Fürwitz und seinen etwaigen Folgen zusammenhängt, pflegt nicht ohne gute Lehre zu sein für den, der sich die kleine Mühe geben will, ein wenig darüber nachzudenken! Er wird dann nämlich fast ausnahmslos zu dem Ergebnis gelangen müssen, daß nicht den Kindern, sondern den Großen die Schuld beizulegen ist. Er wird einsehen lernen, daß wir, die Erwachsenen, im Verkehr mit Kindern größtentheils nicht achtsam genug sind — auf uns selbst, daß wir zuerst darnach trachten müssen, unsere eigenen vielfachen Unarten abzulegen, ehe wir ein mustergültiges Betragen von den Kleinen erwarten oder gar verlangen können!

Wer sich mit Kindern umgibt — sei es mit eigenen oder mit fremden — möge doch stets bedenken, wie unverhältnißmäßig groß die Beobachtungs- und Einprägungsfähigkeit der Kleinen ist, und wie der Nachahmungstrieb in ihnen nie ruht noch rastet.

Wenn ich einen Vater oder eine Mutter über die Unarten ihrer Kinder klagen und seufzen höre; wenn gar das Wort fällt: „sie sind gar nicht mehr zu bändigen“, so bedaure ich die armen Kleinen, möchte aber den Eltern raten, ihr Erziehungswerk in andere, berufenerer Hände zu legen, wenn sie nicht ganz von vorn, d. h. mit sich selbst, wieder anfangen wollen. Und dazu dürfte es alsdann wohl leider zu spät sein!

Wie der Arzt auch wohl für die Gesunden Verhaltensmaßregeln gibt, so könnte ein Seelenarzt raten: Beobachtet im Verkehr mit Kindern die gewissenhafteste Strenge gegen Euch selbst; haltet Eure Mienen, Eure Worte, Eure Handlungen stets im Zügel! Befleißigt Euch der lautersten Wahrheit und zeigt eine ruhige, womöglich heitere Festigkeit im Wollen!

Hat der Erziehende sich selbst in der Gewalt, so wird er mit dem Kinde oder den Kindern, die seiner

Obhut von Gott oder von Menschen anvertraut sind, gar wenig Arbeit und Mühe haben.

Es wird ihm im Gegentheil eine stets wachsende Freude aus dem Umgange mit den Kleinen erblühen, und er wird aus voller Seele den göttlichen Ausspruch unseres Herrn und Heilands nachempfinden: „Lasset die Kindlein zu mir kommen; denn ihrer ist das Himmelreich“.

Wenn wir die Geschichten sogenannter „fürchterlicher Kinder“ überdenken, wie sie uns im Laufe der Zeit zu Ohren gekommen sind, oder wie wir sie selbst miterlebt haben, so ist — unserer Ansicht nach — den Kindern die Schuld an denselben kaum je beizumessen.

Greifen wir nur ein Paar Beispiele zur Erläuterung heraus; alle buchstäblich wahr.

Einer Frau wird unerwarteter Besuch angemeldet; er kommt ihr ungelegen; sie spricht es unverhohlen in der Gegenwart ihres Töchterchens aus, läßt aber trotzdem dieser ersten Unvorsichtigkeit die zweite größere folgen, der anmeldenden Dienerin zuzurufen: „Es wird mir sehr angenehm sein!“

Das Kind staunt, verhält sich aber still. Als es indes jetzt gewahrt, daß seine Mutter der Eintretenden mit den Worten entgegengeht: „Wie freue ich mich, Sie zu sehen!“ da ist es aus mit seiner Fassung.

„Mutter“, sagt es, „Du hast ja eben noch gesagt, der Besuch sei Dir sehr unangenehm!“

Namentlose Verlegenheit der beiden Erwachsenen. Es ist ein „fürchterliches Kind!“

Aber, so fragen wir, wem ist die Schuld an den Worten des Kindes und an dem peinlichen Austritte beizulegen, den sie unfehlbar zur Folge haben mußten? Dem Kinde oder seiner Mutter?

Jedenfalls waren es für die betheiligten Erwachsenen Augenblicke, die sie kaum je wieder vergessen dürften. —

Ein zweites Beispiel, aus vielen willkürlich herausgenommen:

Mann und Frau unterhalten sich über einen gemeinsamen Bekannten.

„X. ist nicht mein Mann,“ meint der Hausherr



Eine Landschaft.

Von Carl Friedrich Schinkel, Oberlandesbaudirektor in Berlin, geboren den 13. März 1781 zu Neuruppin, † den 9. Oktober 1841.

Eine Fülle dessen, was Natur und Kunst Prachtvolles bieten, hat der Maler auf obigem Bilde zu vereinigen gesucht; Fluß, Thal und Gebirge, lachende Büden, herrliche Bäume, hoch aufstrebende Thürme, anheimelnd liebliche Landhäuser, ein fürstliches Schloß, eine herrliche Brücke, viele Schiffe liegen, vergoldet von den Strahlen der Abendsonne, vor dem Auge des Beschauers. Was die zwei Männer im Vordergrund wohl denken können? Hier ist gut sein! Gewiß, das ist ein Stück Erde, auf dem man gerne wohnen möchte. Wen aber auch nur ein Theil solcher Pracht umgibt, der kann schon damit zufrieden sein. Sicherlich werden viele der werthen Volksblätterler oft ihr Auge an den Schönheiten des Stückes Erde, auf den gerade sie gestellt sind. Wir hoffen

ihnen im Bilde nach und nach sowohl aus unserm theuren Vaterlande als außerhalb desselben eine Reihe lieblicher Gegenden vorzuführen, welche in Wirklichkeit Vieles von dem enthalten, was der Zeichner hier nur in freier künstlerischer Thätigkeit auf einem verhältnismäßig kleinen Raume vereinigte.

Karl Friedrich Schinkel, von dem dieses kostbare Werk herrührt, ist übrigens mehr als Baumeister denn als Maler bekannt (nach seinen Entwürfen sind in Berlin 3. B. gebaut: die Werder'sche Kirche, das Neue Museum, das Schauspielhaus). Wie andere hoch begabte Künstler hat auch er es verstanden, auf mancherlei Weise das Auge zu erfreuen durch schöne Gebilde.

unbedachter Weise in Gegenwart seines kleinen Knaben, „er hat einen zu gewaltigen Nagel im Kopfe.“

Das Kind sagt nichts dazu. Niemand ahnt, daß es überhaupt auf die Unterhaltung der Eltern geachtet hat. Aber als einige Tage später Herr K. bei den Eltern vorspricht und sich zu ihnen an den Tisch setzt, da schiebt der Kleine sich eine Fußbank an den Stuhlücken des Gastes, steigt hinauf und späht aufmerksam nach den Haaren desselben.

„Fritz, was machst Du da?“ ruft der Vater vollkommen ahnungslos über das Vorhaben seines Söhnchens. Er hatte ja selbst längst vergessen, was er neulich über Herrn K. gesagt, wie konnte er vermuthen, daß seine Aeußerung bei Fritzchen haften blieb!

Der aber legt eine bessere Gedächtnißprobe ab. „Papa,“ ruft er sehr ernsthaft, „ich möchte gern den gewaltigen Nagel sehen, der dem Dintel K. — wie Du gesagt hast — im Kopfe steckt.“

Wah! . . . Herr K. wußte ja nun ganz genau, wie seine „Freunde“ über ihn dachten! Vielleicht hat das „fürchterliche Kind“ ihm durch seine Worte geholfen, den „Nagel“ loszuwerden, von dem die Rede war. Wir wissen es nicht, — nur das Eine steht fest: Herr K. empfahl sich und ward in jenem Hause nicht mehr gesehen.

Trotz alles Peinlichen, das diesen beiden Geschichten und zahllosen ähnlichen zu Grunde liegt, gehören sie doch in gewissem Sinne immerhin noch zu der harmloseren Gattung. Sie sind schon alt! Aber auch in diesen Stücken scheint uns die Neuzeit leider überlegen zu sein.

Wir wollen nicht behaupten, daß Vorfälle der Art, wie wir sie eben erzählt haben, nicht mehr vorkämen — wir glauben sogar, daß sie sich in unzähligen Veränderungen und Abstufungen noch täglich um uns her wiederholen. Aber wir glauben kaum, daß das, was heutzutage „fürchterliche Kinder“ zu leisten im Stande sind, von früher her zu berichten sein dürfte.

Für diese Behauptung sei es uns gestattet, drei Belege anzuführen, deren Wahrheit wir verbürgen können.

Neulich begegnet ein Vater, während der Schulzeit, seinem hoffnungsvollen Sprößling auf der Straße; die Cigarre im Munde, ein Spazierstöckchen in der Rechten, schlendert der „Schulschwenzer“ daher. Der Vater stellt ihn zur Rede, das Söhnchen ertheilt ungehörliche Antwort.

„Solche Worte hätte ich meinem Vater nicht sagen dürfen,“ ruft der betrühte Mann aus.

„Ja,“ meint das Söhnchen, „Dein Vater wird auch vermuthlich ein ganz anderer Mann gewesen sein, als der meinige.“

Nicht wahr — das gibt zu denken?!

Ein anderer Familienvater sieht sich genöthigt, auf offener Straße seinem Knaben eine wohlverdiente Züchtigung zu ertheilen. Der Bestrafte sieht einen Polizisten vorübergehen. Er ruft ihm zu:

„Verhaften Sie diesen Herrn! Ich bestreite ihm das Recht, mich zu mißhandeln!“

Und nun zum Schluß Nummer drei.

Jrgendwo feierte jüngst der Gymnasial-Oberlehrer Dr. * * * sein Hochzeitsfest. Am Vorabend desselben erschien in seinem Hause eine „Deputation“ der Quinta, um dem Herrn Doctor, ihrem Ordinarius, als Zeichen besonderer Werthschätzung eine Festgabe zu überreichen. In wohlgefügten Worten redete der „junge Herr“ den Gefeierten an, und es fehlte nicht viel an einem Ausbruch allgemeiner Rührung. Da plöglich schlug bei dem Dr. * * * die Stimmung in's Gegentheil um; denn Demosthenes der Kleine¹ knüpfte an seine Glückwünsche „im Namen seiner Commilitonen“ (Mitschüler) die Hoffnung an, „daß der Herr Doctor den Schritt, welchen er zu thun im Begriffe stehe, auch reiflich erwogen haben werde.“

Ich glaube, das ist doch noch nicht dagewesen!

Cl. J.

¹ Demosthenes war ein athenienischer Redner des Alterthums.

Erinnerungen aus dem französischen Militärleben.¹

(Von einem Officier.)

8. An den Grenzen.

Wer die französischen Zeitungsberichte aus dem Kriegsjahr 1870—71 liest, erfährt, daß die französischen Armeen sich mit außerordentlichem Heldennuth geschlagen und Siege über Siege errungen haben. Die Leichtgläubigkeit des Volkes hatte keine Grenzen, und Jedermann ereiferte sich, nicht nur die Thatfachen zu entstellen, sondern auch deren Wahrheit zu läugnen. Wenn es aber nicht mehr möglich war, die Niederlagen zu bestreiten, so fand der Soldat und mit ihm ein großer Theil der Civilbevölkerung eine andere Ausflucht. Man schrie: Wir sind verkauft! Wir sind verrathen! ohne zu bedenken, daß man mit so vielen beiderseitigen Opfern an Blut und Geld keinen Kauf unterzeichnet. Auch ein Verrath, der Niemanden nützen konnte und Napoleon III. nicht einmal mehr auf den Thron verholfen

¹ Siehe Nr. 24, Seite 186.

hätte, entbehrt jedes Anhaltes. Wir sind verrathen! Wir sind verkauft! bedeuteten darum so viel als: Wir sind geschlagen, wollen's aber nicht gestehen.

Die Fahrt von Lyon nach Bitch wurde in 37 Stunden mit vielen Unterbrechungen vollführt. Kaum in Lyon in den Wagen eingestiegen, mußte ich schon bemerken, daß Soldaten Vorkehrungen trafen, um während des Feldzugs nicht allzusehr belastet zu sein: sie fingen nämlich an auszuräumen, das heißt, sie warfen Bürsten, Glanzwasser, Wache und andere im Garnisonleben unerläßliche Gegenstände zum Fenster hinaus; auch Schuhe, Hemden und andere Kleidungsstücke, die der Soldat in Aussicht eines raschen, gewissermaßen sicheren Todes glaubte entbehren zu können, flogen nach. Das war der Anfang. Das Wegwerfen wich-

tigerer Gegenstände, welche zur Ausrüstung des Soldaten gehören, sollte nicht ausbleiben.

Am 17. Juli, um 9 Uhr Morgens, erreichten wir das Elsaß; denn unsere Fahrt ging über Straßburg. Die patriotischen Kundgebungen, welche der Soldat bei einer Kriegsfahrt laut werden läßt, brachen erst an den elsässischen Stationen mit Angestüm los. Damit verband sich natürlich von Seiten der Elsässer, die angefahren kamen, der Gruß und gewissermaßen auch der durch die Vorahnung erpreßte Abschiedsruf an die Heimath. Der ungeheure Durst, welcher die Mannschaft verzehrte, wurde an den meisten Stationen etwas gelöst; denn zu trinken wurde in freigebigster Weise viel, ja nur zu viel verabreicht. Um 7 Uhr Abends fuhren wir an Straßburg vorüber. Der Zug hielt an der Rottunde, und das dumpfe Brausen aus der nahe gelegenen Stadt war deutlich vernehmbar. Wie uns, so besetzte auch die ganze Bevölkerung hinter den Wällen nur der eine schwerwiegende Gedanke: Krieg. Von Straßburg ab brauchten wir die ganze Nacht, um nach Bitsch zu gelangen, wo wir am andern Morgen, den 18. Juli,

um 7 Uhr ausstiegen. Wir waren die ersten Truppen, welche an diesem Punkte erschienen, aber die Militärtransporte folgten von nun an ununterbrochen. Das 11. Linienregiment bivouakirte an der Weißenburger Straße. Der Soldat im Felde war gut aufgelegt; er ertrug die Unbequemlichkeiten des neuen Lebens mit großer Hingebung, und ein heiterer Humor durchwehte das Lager. Leider mußte der Hunger, welcher durch die Ungeheuerlichkeit der Intendantur unter den vielen an die Grenzen geworfenen Truppen ausbrach, die günstige Vorbedeutung, welche man anfangs geschöpft hatte, wieder zerstören. Und auch unter dem Hungerleiden würde sich der französische Soldat im Allgemeinen gut verhalten haben, wenn die französische Kriegsführung nur einigermaßen Erfolg gehabt hätte. Das Murren über die Verwaltung, welche so schlecht für ihn gesorgt hatte, kann man ihm nicht verdenken. Die Hungersnoth hat ihm jedoch auf die Dauer den Muth genommen und ihn zu einer Zuchtlosigkeit verleitet, welche die übelsten Folgen haben mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber das Sparen.

„Hör, Mann, wir müssen uns doch einen eigenen Topf kaufen“, so sagte eine Frau in Berlin zu ihrem nachdenklich neben ihr einherschreitenden Gatten. Tief hat sich mir, der ich hinter den Beiden herging, dies Wort eingepreßt. Die Armen hatten keinen eigenen Kochtopf! Auf welch bittere Noth ließ dieser Eine Ausspruch schließen! Wahrscheinlich hatte diese bemitleidenswerthe Familie auch keine eigene Wohnstube für sich. Bekannt ist ja, daß sich in großen Städten oft viele Familien in den zeitweiligen Besitz eines Zimmers theilen. Auf dem Fußboden gezogene Striche bezeichnen dann etwa die Gebiete, welche jeder einzelnen zugehören. Wie ist da ein menschenwürdiges Dasein denkbar? Wie kann die Kinderzucht eine gute sein? Was müssen die bellagenswerthen Kleinen Alles mitansehen und anhören, wie verkümmern sie an Leib und Seele! Ist es zu verwundern, wenn in solchen Stätten Unzufriedenheit entsteht gegen Gesetz und Ordnung, gegen Alle, die etwas besitzen?

Wer trägt die Schuld an diesem, die ganze menschliche Gesellschaft nahe berührenden Jammer? Gewiß kommen bei dessen Erklärung mannigfache Ursachen in Betracht, so z. B. die Lieblosigkeit Vieler, die aus ihren Nebenmenschen nur Nutzen für sich zu ziehen suchen, für dieselben aber kein ermunterndes Wort, keinen guten Rath, keine anfruchtende Hand haben, ihnen ihr Dasein nicht zu verschönern suchen, sich ihrer nicht annehmen in Krankheit und Noth. Es scheint mir nicht zweifelhaft: Wenn die Begüterten wollten, so könnte, soweit dies durch äußere, darreichbare Mittel möglich ist, Allen ein menschenwürdiges Dasein verschafft werden. Es könnte so sein, ob dies aber auch, die Bereitwilligkeit der Begüterten vorausgesetzt, nur ganz kurze Zeit anhielte? Gewiß dann nicht, wenn die Reichen einfach einen Theil ihrer Habe den Armen geben, wenn die Arbeitgeber den Lohn der Arbeitenden kurzweg

erhöhen würden. Da müßte man an Orten des Vergnügens nachsehen, um bald inne zu werden, daß viele Arme aus ihrer Noth nicht herauskommen wollen. Ja, Gott sei's geklagt, Viele wollen nicht. Und nicht nur Arbeiter „mit schwieligen Händen“, auch Leute mit bedeutendem Einkommen, auch solche, denen man auf den oberflächlichen Blick keine Noth ansieht, wollen häufig nicht. Dem Schreiber dieser Zeilen sagte einmal ein sehr gebildeter, gutgestellter Mann, sich selbst damit meinend: „Wer kein Geld hat, ist ein L...“ Er sprach dies in wirklich gedrückter Stimmung aus, hat er aber seiner Noth mit Anspannung aller Kräfte zu entkommen gesucht? Vielleicht einige Tage, aber dann ging's wieder den alten Gang: Mehr ausgeben als einnehmen.

Wir sagten: Viele Leute wollen nicht, zum Glück müssen wir aber nicht sagen: Alle. Und sobald Jemand will, kann er erstaunlich viel erreichen, wenn er es nur auf dem rechten Wege will, und wenn er zähe Ausdauer an die Erreichung seines Zieles setzt. Wohl wird auch er oft die Erfahrung machen, daß das Leben ein Kampf, oft ein schwerer Kampf ist, aber auch die wird nicht ausbleiben, daß wer recht kämpft und nicht um ein unerreichbares Ziel sich abmüht, sich auch meist des Sieges erfreuen darf. Wir halten uns berechtigt zu dem Ausspruche: Ein gesunder, kräftiger, fleißiger Mensch kann in unserem Vaterlande sein Brod verdienen, mehr noch als das, er kann auch etwas ersparen. Sollen wir dies mit vielen Worten beweisen? Nicht doch! Wir wollen uns lieber jenes Sprichworts erinnern: Worte belehren, Beispiele reißten mit sich fort. Also Beispiele!

Erst heute sagte mir ein lieber Bekannter, ein junger Mann im Anfang der dreißiger Jahre: „In diesen Tagen hab' ich's endlich erreicht, das langersehnte Ziel, ich habe mir jetzt eine Million erspart, zwar nicht Thaler, auch nicht Mark, selbst nicht „Nickel“, aber doch

Pfennige, erspart durch viele Mühe, durch langjähriges Zurücklegen einzelner Pfennige, aber wie frei fühle ich mich nun, wie unabhängig von den Lannen mißgünstiger Menschen; nun kann ich von den Zinsen meines Kapitals bereits meine Kleidung, Wäsche, Heizung und einen guten Theil meiner Beföstigung bestreiten; nun kann ich auch hoffen, einen eigenen Heerd gründen zu können, und eigener Heerd ist Goldes werth."

"Darf ich erfahren, wie Sie es gemacht haben, um sich diese große Summe zu erwerben?" fragte ich den frisch und wohlgemuth dreinschauenden Mann.

"Erlaffen Sie mir lieber die Mittheilung des „Wie“, nicht als ob ich etwa nicht auf ehrlichem Wege zu diesem Ziele gelangt wäre, aber ich müßte Ihnen da von einfachen, alltäglichen Dingen reden, die Jedermann

längst kennt, auch könnte eine solche Erzählung den Schein erwecken, als wollte ich mich rühmen."

"Keineswegs, mein lieber Herr. Es ist nicht Neugierde, um derentwillen ich mir erlaubte, jene Frage an Sie zu richten, es ist vielmehr mein aufrichtiger Wunsch, etwas von Ihnen zu lernen. Wie einfach auch die Mittel gewesen sein mögen, welche Sie anwandten, so wissen Sie ja, daß das Einfachste häufig am wenigsten beachtet wird und nicht oft genug wiederholt werden kann."

"Nun, wenn ich etwa Andern mit meinen Erfahrungen dienen kann, thu' ich es gerne; ich würde mich herzlich freuen, wenn recht Viele dieselbe Freude haben dürften, welche ich in diesen Tagen empfinde."

"Also bitte, erzählen Sie!"

(Fortsetzung folgt.)

Zur Weltlage. Das Befinden des deutschen Kaisers ist ein sehr erfreuliches. Günstigen Einfluß darauf haben die vielen Zeichen der Theilnahme, welche vom In- und Ausland Sr. Majestät dargebracht wurden und noch werden. In kaum zwei Wochen belief sich allein die Zahl der betreffenden schriftlichen Kundgebungen auf mehr als 4000. Wie der Kaiser dieselben aufnahm, zeigen nachfolgende an den Reichskanzler gerichtete Worte des Kronprinzen: „Kaum der menschlichen Hand eines Verblendeten durch Gottes Gnade entgangen, hat des Kaisers und Königs Majestät, Mein Herr Vater, Sich zum zweiten Male dem Verstoß eines im Versteck lauernden Verbrechers ausgesetzt gefunden. Wiederum hat Gottes gnädiger Schutz über dem theuren Haupte gewaltet. Der Frevler hat zwar leider! des Ziels nicht gefehlt, seinen verruchten Zweck aber nicht erreicht. Die Schmerzen, welche die zahlreichen Wunden verursachten, traten zurück gegen den tiefen Kummer, welcher das landesväterliche Herz des Kaisers und Königs durch die noch am Abend Seines bisher so reich gesegneten Lebens Ihm nicht ersparte Erfahrung bedrückte, daß im deutschen Volke solche Unthaten in rascher Folge reifen konnten. Die herzliche Theilnahme indeß, welche alsbald sich in der Einwohnerschaft der Residenz zu erkennen gab, die Entrüstung über das Verbrechen, verbunden mit der innigen Freude über die Errettung aus unmittelbarer Todesgefahr, die Segenswünsche, welche aus allen Kreisen und allen Theilen des deutschen Vaterlandes, ja von überall, wo im Auslande und selbst in den fernsten Welttheilen Deutsche weilen, in Adressen, in sinniger Dichtung und in Telegrammen, in Blumenpenden und ähnlichen Aufmerksamkeiten durch ständische und communale Vertretungen, weltliche und kirchliche Corporationen, Behörden, Vereine, Versammlungen, durch Würdenträger und durch Privatpersonen ohne Unterschied des Standes und Berufs, des Alters und Geschlechts in wärmster Weise Ausdruck fanden, haben jeden

Zweifel des kaiserlichen Herrn an der unveränderten Treue und Liebe des deutschen Volks verbannt und Dessen Ueberzeugung neu gekräftigt, daß die verderbliche Saat, aus welcher die Frevelthaten entsprossen sind, in dem Patriotismus der Nation keinen nachhaltigen Boden finden werde. Sr. Majestät der Kaiser und König, Mein Herr Vater, ist überaus gerührt von den zahlreichen Beweisen lauterster Anhänglichkeit, welche sich noch täglich mehren, und hat Mir aufgetragen, Allen, nah und fern, welche Ihm das volle Vertrauen in die Treue und hingebende Gesinnung des Volkes wiedergewährt, Allen, welche durch sympathische Kundgebungen auf Seinem Schmerzenslager Sein Herz mit wohlthuernder Freude erfüllt haben, den innigsten Dank zu sagen. Ich entledge Mich dieser Allerhöchsten Weisung, indem ich Sie veranlasse, das Vorstehende zur öffentlichen Kenntniß zu bringen." Berlin, 11. Juni 1878.

Aus China kommen herzbewegende Berichte über die dort herrschende Hungersnoth, welche Tausende hinwegrafft.

Um gef. Erneuerung des Abonnements wird frdl. erucht. Die Bezugsbedingungen stehen an der Spitze dieser Nummer. Wer das „Volksblatt“ direkt beim Verlag bestellt, erhält dasselbe gegen Vorauszahlung unter Kreuzband zugesandt (Adresse: „Volksblatt-Verlag“, Straßburg i. G. Bitte auf diese Adresse genau zu achten):

- 1 Exemplar bei wöchentlicher Zusendung für 90 Pf.
- 2 an dieselbe Adresse zu schickende Exemplare für je 70 Pf.
- 3 " " " " " " 65 "
- 4-14 " " " " " " 60 "
- 15 u. f. w. " " " " " " 50 "

Wird nur alle 4 Wochen die Zusendung gewünscht, so ermäßigt sich der Preis für 1 Exemplar auf 65 Pf.

Wer wenigstens 15 Exemplare auf ein Mal bestellt, kann auch die Posteingabungsgebühr von 20 Pf. an dem Betrage fürzen, braucht also z. B. für 15 Exemplare im Vierteljahr nur 7 M. 30 Pf. einzubezahlen.

Wer 30 Exemplare bestellt, erhält das 31. unentgeltlich.

Griechische Weine.

Unterzeichnetes Haus beschäftigt sich mit deren Einfuhr. Um das Bekanntwerden derselben zu erleichtern, versende 1 Probekistchen mit 12 ganzen Flaschen in 10 Sorten Camarite, Corinther, Ella, Kalliste, Vino di Bacco, Vino Santo, Misistra Malvasier, Achaja Malv. weiss und roth, Vino Rosé.

Flaschen und Kiste frei à M. 17. 10. Unbedingte Bürgschaft für Reinheit und Aechtheit. Preisbrochüre auf Wunsch franco. Neckargemünd. J. F. Menzer.

W. Spindler's Färberei, Druckerei und chemische Reinigungsanstalt, Ronnefeldt's vorzüglichen Thee, Sprengel's reines, entöltes Cacaoapulver, Niederlage von Papier-Wäsche aller Art aus der Fabrik Mey und Edlich in Leipzig. Verkauf zu den Leipziger Original-Preisen empfiehlt

L. Meyer-Nicolay, Straßburg i. G., Brandgasse 6, gegenüber der Mairie.

Pastoria.

33) Für das Stiftungshaus gingen in 2037 Gaben 3185 M. ein.